

Aufrecht gegen die „Manneszucht“

Markus Barnay

„Auch mehren sich die Fälle, dass Bauernsöhne (...) fahnenflüchtig werden, sodass es zur Aufrechterhaltung der Manneszucht unerlässlich ist, mit der schwersten Strafe vorzugehen. Es ist notwendig gerade in diesen Bevölkerungskreisen, die auf ihren einsamen (!) gelegenen Bauernhöfen ungestört der feindlichen Rundfunkpropaganda ihr Ohr schenken, vor Augen zu führen, dass vaterlandslose Einstellung den sicheren Tod zur Folge hat.“

Es war im Oktober 1943, mehr als ein halbes Jahr nach der vernichtenden Niederlage der Deutschen Wehrmacht bei Stalingrad, als ein Kriegsgerichtsrat eines militärischen Sondergerichts namens Wildgruber diese Zeilen in sein Urteil schrieb. Er verurteilte den 30-jährigen Bergbauer Josef Neuner in Innsbruck zum Tod, weil er „in schändlicher Weise auf den Zusammenbruch des Vaterlandes spekuliert und nur daran gedacht (habe), sich dem Einsatz im Endkampf zu entziehen.“ Neuner war tatsächlich kein Einzelfall, aber ob die „vaterlandslose Einstellung den sicheren Tod zur Folge“ hatte, das hing nicht zuletzt davon ab, vor welchem Gericht und vor welchem Richter ein Fahnenflüchtiger während des Zweiten Weltkriegs landete. Das ist eines der Erkenntnisse eines Forschungsprojektes, das sich drei Jahre lang mit den Deserteuren der Wehrmacht in Tirol, Vorarlberg und Südtirol beschäftigte, und dessen Ergebnisse in den nächsten Monaten der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Zahlreiche neue Daten und Fakten

Das am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck angesiedelte Projekt, dem sich die Landesarchive von Vorarlberg und Südtirol anschlossen, startete zu einem etwas ungünstigen Zeitpunkt: Kurz nach dem Beginn der Arbeit Ende 2019 brach die Covid-19-Pandemie aus, und die folgenden Lockdowns, Zugangsbeschränkungen und Reise-Einschränkungen wirkten sich natürlich auch auf die Forschungen aus. So musste etwa ein Forschungsaufenthalt in Schweden, wohin etliche Deserteure der in Norwegen und Finn-



Peter Pirker, Leiter des Forschungsprojekts über Deserteure der Wehrmacht im alpinen Raum, hat mit seinem Team über 2000 Fälle von „Fahnenflucht“ identifiziert.

land stationierten Gebirgsdivisionen geflüchtet waren, zugunsten einer Kooperation mit einem lokalen Historiker gestrichen werden. Doch trotz dieser Einschränkungen lieferte das Projekt zahlreiche neue Daten und Fakten. Einige davon sind in der neuesten Ausgabe der in Wien erscheinenden österreichischen Zeitschrift „zeitgeschichte“ nachzulesen, und die betreffen unter anderem zwei interessante, bisher weitgehend unbekannte Deserteurs-Geschichten aus Vorarlberg.

In der von Ingrid Böhler, der Leiterin des Zeitgeschichteinstituts, und Peter Pirker, dem Leiter des Forschungsprojekts, herausgegebenen „zeitgeschichte“-Ausgabe, liefert Pirker selbst einen Überblick über das Ausmaß und die Verläufe von „Fahnenfluchten“ in Südtirol, Tirol und Vorarlberg, wobei neben den Entfernungen von der Truppe immer auch die Entziehung, also die Wehrdienstverweigerung, berücksichtigt wurde. Die Ergebnisse erlauben zum ersten Mal einen näheren Blick auf die entsprechenden Zahlen – und damit auch auf die Frage, wie tödlich denn die mutigen Handlungen tatsächlich waren: Die Forscher:innen haben im gesamten Untersuchungsgebiet über 2000 Fälle identifiziert, von denen rund die Hälfte erfolgreich waren. Erfolgreich heißt in dem Fall, dass entweder die Flucht ins neutrale Ausland (vor allem in die Schweiz) oder ein Überlaufen zur gegnerischen Armee gelang – oder sogar ein Überleben in einem Versteck bis zum Kriegsende.

Flucht von der Eismeer-Front

Dabei gab es große Unterschiede zwischen der Entfernung aus der Armee (da waren deutlich über 50 Prozent der Versuche erfolgreich) und der Wehrdienstverweigerung, die ja nicht immer mit Flucht verbunden war, sondern oft mit absichtlicher „Selbstverstümmelung“ – in diesem Fall (sofern aktenkundig) blieb nur ein kleiner Teil unbehelligt oder konnte sich rechtzeitig absetzen. Rund zehn Prozent aller Versuche, der Wehrmacht zu entkommen, endeten mit dem Tod – entweder durch ein Erschießungskommando der eigenen Truppe oder unter dem Fallbeil in einem Gefängnis oder Zuchthaus. Viele andere Deserteure landeten in Gefangenenlagern oder an besonders gefährlichen Abschnitten der Front (in „Strafbataillonen“, in denen man durch „Frontbewährung“ der Gefängnisstrafe entgehen konnte). In Vorarlberg wurden über 500 Fälle ausfindig gemacht, also weit mehr, als bisher bekannt waren: Mehr als die Hälfte davon betraf Akteure aus anderen Gegenden, die über die Schweizer Grenze flüchteten (oder es zumindest versuchten), gut 160 stammten aus Vorarlberg selbst. Dazu kommen weitere 80 Vorarlberger, die an anderen Orten der Wehrmacht den Rücken kehrten, also etwa an der erwähnten Eismeer-Front.

Erstaunliches bringt ein Vergleich der Gerichtsurteile zum Vorschein: Während in Innsbruck, vor allem aber in Bozen, zahlreiche Gerichtsverhandlungen vor den Sondergerichten, die für die juristische Verfolgung der Delikte Wehrdienstentziehung und „Beihilfe zur Fahnenflucht“ zuständig waren, mit Todesurteilen endeten, fällt das Sondergericht Feldkirch kein einziges Todesurteil wegen Wehrdienstentziehung, selbst wenn der Staatsanwalt sie als Ankläger in der Verhandlung forderte. Dabei hatte der Vorsitzende, Landgerichtspräsident Heinrich Eccher, in zehn anderen Fällen (gegen sogenannte „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“) sehr wohl Todesurteile gefällt.

Deserteurs-Hochburg Krumbach?

Besonders spannend sind die beiden Fallbeispiele aus Vorarlberg, die in der aktuellen Ausgabe der „zeitgeschichte“ vorgestellt werden: Da wäre zum einen die Gemeinde Krumbach, die eine bemerkenswert hohe Zahl von Wehrdienstverweigerungen und anderen Versuchen, sich dem Kriegsdienst zu entziehen, aufwies. Isabella Greber und Peter Pirker machten gleich 14 solche Fälle in der 700-Einwohner-Gemeinde ausfindig, dazu kamen noch vier Personen, die wegen Beihilfe zur Entziehung gerichtlich verfolgt wurden. Neben Soldaten, die gegen Ende des Krieges angesichts der Aussichtslosigkeit der Kämpfe fahnenflüchtig wurden, gab es in Langenegg drei Fälle, „die im Dorf sicherlich bekannt waren und zeigten, dass das Überleben entgegen der Todesdrohung der Kriegsgerichte und der Schlachtfelder durchaus möglich war“ (S. 539). Einer der Betroffenen war der Landwirt Johann Steurer, der mehr als drei Jahre lang als U-Boot in Krumbach überlebte. Der Neffe des früheren Bürgermeisters wurde zeitweise von seiner Familie versteckt und wohl auch vom örtlichen Gendarmerie-Revier-Inspektor gedeckt, der damit aber zugleich seine Weiterbeschäftigung nach dem Ende der NS-Herrschaft gesichert haben dürfte. Steurer wiederum schloss sich im April 1945 der örtlichen Widerstandsgruppe an, die erfolglos versuchte, die Sprengung der um-

liegenden Brücken zu verhindern, dabei aber immerhin fünf SS-Männer erschoss (und ein Mitglied, ebenfalls zuvor Deserteur, durch einen Kopfschuss verlor). Interessant am „Fall“ Krumbach ist aber auch, dass die bekanntesten Deserteure aus angesehenen Familien stammten (und vielleicht auch deshalb nicht verraten wurden).

„U-Boot“ in der eigenen Gemeinde

Ein ebenso spektakulärer wie bisher weitgehend unbekannter Fall von „Fahnenflucht“ ist jener der drei Brüder Erwin, Kurt und Fritz Müller aus Hohenweiler, die im Oktober 1943 anlässlich eines Heimaturlaubs in Vorarlberg gemeinsam desertierten und über das Montafoner Rellstal und das Schweizer Tor in die Eidgenossenschaft flohen. Alle drei gaben dort die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage Deutschlands als primären Beweggrund für die Entscheidung zur Desertion an, alle drei wurden in verschiedenen Internierungslagern festgehalten und zu einer Art Zwangsarbeit verpflichtet. Im Juni 1944 floh Erwin Müller aus dem Schweizer Lager und kehrte auf der gleichen Route wieder nach Vorarlberg zurück. Unterwegs holte er eine bei der Ausreise deponierte Waffe aus dem Versteck, was einen einheimischen Hilfszöllner, der ihm im Rellstal über den Weg lief, das Leben kostete: In einer Vernehmung mehrere Jahre nach Kriegsende sprach Müller von Notwehr, musste aber doch für ein paar Jahre ins Gefängnis, ehe er in den 1960er Jahren ins Burgenland übersiedelte. Bemerkenswert an seiner Geschichte ist aber, dass auch er sich nach seiner Rückkehr beinahe ein Jahr lang als „U-Boot“ mitten in seiner Heimatgemeinde aufgehalten hatte. Nikolaus Hagen, der Autor der Fallstudie: „Dabei traf er auch verschiedentlich andere Gemeindebewohner, die ihn nicht verrieten, obwohl er teilweise in ernsthaften Konflikt mit ihnen geriet“ (S. 567). Hagen korrigiert in seinem Beitrag nicht nur einige Legenden, die bis jetzt über Erwin Müller in der Literatur kursierten (etwa die Behauptung, er habe zwei Jahre lang in einer Höhle überlebt), sondern berichtet auch über das weitere Schicksal seiner Brüder: Beide kehrten im Dezember 1945 nach Vorarlberg zurück, Fritz Müller wurde Bediensteter der Bundesbahn und starb 2013 in Hard, sein Bruder Kurt arbeitete als Friseur und betrieb später eine Stickerei in Lustenau, wo er 2011 verstarb.

Angesichts dieser ersten Einblicke in die Ergebnisse des Forschungsprojekts darf man gespannt auf die endgültige Präsentation sein, die im kommenden Herbst stattfinden soll – voraussichtlich im Rahmen eines Symposiums und in Form einer ausführlichen Publikation. ■

Ingrid Böhler und Peter Pirker (Hrsg.): *Deserteure der Wehrmacht im alpinen Raum. Neue Forschungen. zeitgeschichte*, 49. Jg., Heft 4, V&R unipress, Vienna University Press 2022, 182 Seiten, kartoniert, ISBN: 978-3-8471-1413-0, € 25

